

(Nachdruck verboten.)

17) Im Namen des Gesetzes.

Von Hans Gyan.

Gellwig sagte kein Wort der Begrüßung, sah seinen Sohn gar nicht an, wandte sich nur an die Frau:

„Was ist denn los, Mutta?“

Die Frau, deren Schwäche für all dieses Ungemach nur dieses eine Mittel fand, weinte. Und schluchzend sagte sie:

„Unser . . . unser . . . Georg is wieder da! . . .“

„So,“ sagte der Alte, jetzt erst den jungen Burschen anblickend, mit einer Art bitterer Ironie.

„Unsa Georg!! . . . na, bis' man scheen, diß se Dir nich fleisch janz und jar drinbehalten haben! . . . un nu willst wieder hier wohnen un Dir rundreiben wie früher . . . un faule Biden machen, bis se Dir wieda bei 'n Kanthaken haben un bis De wieda drinstigen dhust! . . . Ja, nich wah', det willst?“

Am dem hielt der Knopfsdrücker mit starrem Auge stand, nur seine Hals- und Rinnmuskeln strafften sich. Er hatte, hier vielleicht mehr als an irgendeinem anderen Ort, das Gefühl, gefehlt und, die ihm nahe standen, aufs bitterste gekränkt zu haben. So schwieg er. Aber der Vater hätte nun aufhören sollen, ihn zu reizen. Doch der dachte vorläufig nicht daran.

„Et frägt sich bloß,“ fuhr er fort, „wat De nu dis nächstemal for'n Ding drehst! . . . So wie Du jewachsen bist, kannst noch weit kommen! . . . Un de Hauptsache is, det De fleisch wieder uff'n Athletenboden jehst und Deine Muskeln ausbilden dhust, det is vor allen Dingen de Hauptsache! Denn kannst och mal, wenn't nollut, so'n Kriminalbeamten bei de Pape fassen! . . . Denn kann Dir keena 'wat un Du bist Meestal . . .“

Das war schon seit langer Zeit Vater Gellwigs größter Merger: der Athletensport! Er hielt diese Übungen für den Verderb der jungen Leute und für den Anfang aller häßlichen Laster. In einer Zeit aufgewachsen, die als einzige Muskelübung die körperliche Arbeit kannte und wert hielt, fehlte ihm jedes Verständnis für Sport und jugendliche Kraftspiele. Auch hatte er gehört, daß solche Veranstaltungen vielfach von Zuhältern besucht und gegründet werden, und er lieb nun seiner festen Ueberzeugung Worte, als er jetzt sagte:

„Die Athletengeschichte, det wa Dein Ruin! Wie De damit anfangen hast, da wa't och Ebbe mit Dein'n ansten'jen Charakter! . . . Un det is och se natierlich: sage mir, mit wenste umjehst, un id wer Dir sagen, wat De bist! . . . ja, ja, irinse man, Du dummer Bengel, irinse man noch! . . . id will meinen Mund nich zum Bösen ufftun, aber . . .“

„Na, id finde, Du hast nu och jenuch jeredt!“ meinte Georg, die Lippen verziehend mit einem verkniffenen Lächeln.

„So . . . jenuch hab' id jeredt? . . . id habe jenuch jeredt . . .“

Frau Gellwig, die stillweinend in dem Korblehnstuhl am Fenster gesessen hatte, stand voller Angst auf.

„Dadriber hast Du Da' jarkeen Urteil zu alauben!“ sährie der Alte, „nich im jeringsten nich, bastehste? . . . Du Roglöffel! Du Kaufjunge, Du! . . . Du Verbrecher!! . . .“

Der Sohn war rasch einen Schritt vorgetreten, als wollte er sich auf seinen Vater stürzen, aber er bezwang sich, die Mutter hätte gar nicht dazwischen springen und seinen Hals umfassen brauchen.

Der Alte hatte seine kurze, gedrungene Figur mit der breiten Brust, in der wohl Mut wohnen mochte, hochaufgerect, als erwarde er den Angriff. Nun, wie der Sohn ruhig blieb und fast weich wurde im Arm der Mutter, da kam auch dem Buchbindermeister ein Gefühl, als dürfe er den Zwist nicht bis zum Ende treiben, er dachte an Ella. Die war fort, er hörte nichts mehr von ihr, und es gab doch Stunden, wo heimlich die Sehnsucht in sein Innerstes schlich, wo Neue an ihm nagte, daß er sie damals hinausgeprügelt hatte in die Nacht. Nur ein gutes Wort hätte Georg jetzt geben brauchen, ein Blick, eine Miene vielleicht hätte genügt, um den Vater umzustimmen und zu versöhnen.

Aber in dem Gefühl seiner Kraft, in dem Troz gegen alles, was ihm befehlen, ihn hofmeistern wollte, sprach Georg

das Wort nicht. Nur seiner Mutter zu Liebe blieb er noch einen Augenblick. Dann nahm er seine Kopfsbedeckung und ging, von der weinenden Frau gefolgt, während der alte Gellwig zurückblieb und sich über die Schlechtigkeit seiner Kinder entrüstete.

Der Alte schritt dabei im Zimmer hin und her, nahm seinen Hut auf, legte ihn wieder hin und war ganz unerschüffig. So kam er an dem kleinen Spiegel vorbei; seine wässerigen Augen überflogen den schon ergrauenden Kopf mit den groben, hartnäckigen Zügen; ein schreckliches Gefühl der Unsicherheit und Einsamkeit bemächtigte sich des alternden Mannes und er fühlte, daß es ihm heiß aufstieg in der Brust. Aber er bezwang diese Weichheit, die ihm so selten nahe, setzte rasch den Hut auf und ging an seiner Frau vorbei, die eben wieder hereinkam, zur Tür hinaus.

Georg stand noch unten im Hauseingang. Auch ihm war weh, so weh, wie lange nicht mehr in seinem jungen Leben. Drinnen in der einsamen Gefangenzelle hatte ihn diese Vorausicht erschreckt: er würde keine Heimat mehr haben, der Vater würde ihn nicht mehr sehen wollen . . . Nun war's so weit; an diesem kalten, windigen Oktoberabend stand er auf der Straße wie ein herrenloser Hund — keinen Pfennig Geld in der Tasche und vorläufig auch noch keine Arbeit . . . Wo würde er heute schlafen und wovon sich morgen was zu essen kaufen? . . . Befrästigt hatte ihn der Aufenthalt im Gefängnis nicht, und mit einer Nervosität, die ihm früher fremd war, horchte er auf den Lärm der jetzt fast dunklen Straße.

Sein Vater trat aus dem Haus.

Georg wandte sich ab, mehr noch aus Scham, als weil er böse war auf den Alten.

Der räusperte sich, spuckte aus und blieb stehen. Da konnte Georg nicht anders, er mußte sich umwenden. Und in dem Augenblicke, wo der eine darauf wartete, daß der andere das erste Wort sprechen sollte, slog es mit einem hellen, jauchzenden Schrei an dem jungen Manne empor, zwei Kinderarme umschlangen ihn, und die kleine Mascha jubelte:

„Georch! Georch! . . . unsa Georch is wieda da! . . . Warum wachst denn so lange nich bei uns, Du! . . . Du! . . . Frikel Frikel!“ Sie wandte sich zurück, zu des Buchbindermeisters Jüngsten, der jetzt auch herbeilief vom Spielen, während ein paar Kameraden von weitem stehen blieben.

„Du! . . . unsa Georch is wieda da!“

Der Knopfsdrücker hob sie hoch, beide. Auf jeden Arm nahm er eins und ließ sich von den roten Mäulchen abwechselnd küssen; sprechen konnte er nicht, die großen Tränen rannten ihm über die Wangen.

„Na, laßt man noch was von ihm übrig!“ sagte der Buchbindermeister, und seine Stimme klang heiser, „un Du, komm 'man wieda mit ruff, Georch, wir müssen doch Abendbrot essen!“

Der Sohn wollte sich sträuben, aber die Kleinen zogen ihn fort. . . . Und heimlich war Georg Gellwig auch froh, daß er die Nacht nicht mit knurrendem Magen auf der Straße zubringen mußte.

Der Alte war zufrieden und die Mutter selig.

Als man gegessen hatte — ganz feierlich in der Wohnstube, während doch sonst die Familie ihre Mahlzeiten in der Küche einnahm — und die Kinder zu Bett gebracht waren, da mußte Georg von seinen Leiden im Gefängnis erzählen.

Frau Gellwig nahm seine Hand und streichelte sie mit nassen Augen, wie Georg mit rollenden Augen und verkniffenen Lippen von der Ungerechtigkeit der Richter sprach. Aber selbst der alte Buchbindermeister empörte sich, als er von der schimpflichen Behandlung seines Sohnes im Gefängnis hörte. . . . „Is denn dis 'ne Art un Weise, 'n Menschen, der sozusagen jar nichts jetan hat, zu maltretieren! Da muß ma ja schließlich Sozialdemokrat wer'n! . . . Und wenn sich da einer widersezt un schlägt 'son Kerl, so'n Gefängnisuffseher nieda, kann man 'n denn det so iebel nehmen?“ . . .

Große, entrüstete Rauchwolken aus seiner Zigarre passend, dachte Vater Gellwig über das Schicksal seines Sohnes nach und über die Möglichkeit, ihm eine recht eklantante Genugtuung zu geben.

— Und auf einmal hatte er es, er stand gewichtig auf, schlug mit der linken Faust auf den Tisch und sagte:

„Weißte was! . . . Jetzt nimmste Deinen Deckel und wir zehn rieber zu Markgrafen! . . . Da is heite „Qualmte“ und da soll'n se seh'n, daß Du wieda da bist! . . . Unglück kann jeda mal kam, und wenn De sonst nicht weita jemacht hast, wie dis Monojranum aus de Uhr, das is iebahaupt nicht, wosor se enen bestrafen kenn! . . . Dis is 'ne Unjerechtigkeitt! . . . und soja 'ne janz troffel! . . .“

Den Knopfsdrücker lockte es nicht übermäßig, zu den alten Handwerksmeistern und Krautern in den Weißbierkeller hinunterzusteigen. Aber daß er dadurch, daß er an Vaters Seite dort eintrat, am besten rehabilitiert werden würde, das leuchtete ihm ein; deshalb ging er gern mit.

Wie sie schweigend über die Straße schritten, hatte der Sohn das Gefühl, der Vater dachte an Ella; und er fühlte sich schuldbewußt, dem Bruder gegenüber, der nun doch wieder aufgenommen worden war in die Familie, obwohl mehr und Schlimmeres mit ihm passiert war, wie mit dem armen Mädel . . . Der alte Hellwig dachte aber an ganz andere Dinge: Der Wagemut, der ihn vorhin zu dem Versprechen getrieben hatte, er wollte mit seinem aus dem Gefängnis zurückgekehrten Sohne in den Rauchklub „Qualmte“ zu seinen alten Freunden und Stammtischkollegen gehen, der war schon wieder bedenklich im schwinden. Er hätte jetzt gern den Rückzug angetreten, aber er genierte sich vor Georg.

So taptten sie denn die Kellertreppe hinunter und gingen durch den Schankraum in das Seitenzimmer bei Markgraf.

In dem vom Gasglühlicht hellerleuchteten Raum herrschte der spezifische Duft dieser Kellertafel: Die Weiske mischte sich da mit dem Tabak, und der Sechserkäse, die „Zoldleiste“, bildete sozusagen die Dominante in einer Wolke von Gerüchen. . . .

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Schicksal.

Von M. Andersen-Negö.

Ole Due zitterte heute noch mehr als sonst mit der Hand. Von der gemeinamen Schüssel, die mitten auf dem Tische stand, fühlte eine Milchstraße hinaus zur Tischkante und über Oles schöne Weste bis zum Mund hinauf. Auf jedem Heimweg streute der Löffel ein wenig hinter sich, als wolle er sich den Rückweg zur Schüssel sichern. So oft die Weste ihr Teil mitbekam, sandte Gjarta ihrem Manne einen zornigen Blick zu, und Ole beeilte sich, mit dem Handballen nachzutrocknen.

Milch mit Klößen war übrigens Oles Leibgericht, nur kam es ihm schwer an, demselben beizukommen. Gjartas Klöße waren hart und hatten einen schleimigen Ueberzug, und Oles Gaumen konnte auf ihnen keinen rechten Halt gewinnen; sie rutschten in die Wade hinauf und in den Mund zurück, wieviel er auch pakte und hadte.

Keiner sprach, aber die Kantwerkzeuge brachten einen Lärm hervor, daß es Klang wie eine ganze Werkstatt. Und wenn Ole sich rechte Mühe gab, dann verdrehte er die Augen im Kopf wie ein Hund, der an einem Eingeweide zerrt.

Plötzlich fuhr ihm ein Knädel zum Mund heraus und in die Schüssel zurück, wo er wie eine Bombe niederschlug. Ole sah verblüht drein, der Knecht aber brach in ein Gelächter aus und Gjarta mit ihm, und nun wälzte sich auch Ole vor Lachen mit dem ganzen Körper. „Der ist retour gereist“, sagte er, mit einem etwas verlegenen Blick — „wo zum Kuck bist du geblieben“, und er rührte mit seinem Löffel rings in der Schüssel herum in tomischer Unbehilflichkeit.

„Hättest ein Zeiden hineinbeihen sollen“, sagte Gjarta. Das war ein Hieb auf seine Zahnlosigkeit.

„Wollt ich auch, hat mir aber keine Zeit gelassen. Mit der unteren Seite freilich kann ich besser hineinbeihen, das weißt Du ja. Aber wie gesagt, es muß seine Zeit haben.“

„Fui, schämest Du Dich — bei Tisch solche Reden zu führen“, sagte Gjarta kopfschüttelnd. Aber lachen mußte sie doch.

Ole sah noch ein wenig und führte unentschlossen die Hand hin und her. Dann steckte er resolut den leeren Hornlöffel in den Mund, drehte ihn ein paarmal darin herum, trodnete ihn dann mit dem Daumen ab und schmiß ihn in die Tischlade. „Eßt Ihr nur weiter“, sagte er und stand auf. „Ich muß mich auf die Weine machen.“

Der Knecht löffelte weiter, Gjarta aber legte den Löffel nieder, um ihrem Mann an die Hand zu gehen.

Ole war klein und well, aber rasch in seinen Bewegungen. Der Kopf war kahl, Gesicht und Rinn glattrasiert, aber ganz hinten auf dem Halse trug er einen langen Bartkranz, der von Ohr

zu Ohr ging und die Körperwärme unter den Kleidern zurückhalten sollte. Er hatte Lakhosen mit weißen Beintöpfen und eine hochgenöppige Weste, und nun half ihm Gjarta in den Staatsfrack hinein; der war aus blauem Soldatentuch und ging im Genick hoch hinauf, als hätte er längere Zeit am Strupfen gehangen.

„Kannst Du nicht stillestehen!“ sagte Gjarta, während sie ihm den Bart unter die Weste stopfte. Aber Ole konnte die Weine nicht stille halten, er hatte das Fieber. Gjarta nähte einen Zipfel ihrer Schürze und rieb ihm an einigen Stellen das Gesicht ab.

„So“, sagte sie und gab ihm einen letzten Strich, „jeht glänzt Du wie eine Kröte am Biesenzaun, wenn's halb dunkel ist.“

„Na, und Ihr kommt wohl miteinander aus?“ fragte er und schaute pöflich von einem zum andern. „Für Gjarta steh ich gut, wenn sie am rechten Zipfel genommen wird; die muß man nach den Haaren streichen wie die Katzen.“ Er zwickte sie übermütig in die Seite.

„Ach was, halt Du lieber den Mund, Du altes Schnattermaul, und schau, daß Du weiterkommst“, meinte Gjarta ärgerlich.

„Das kann sie halt nicht leiden“, lachte Ole und schnipfte mit den Fingern in die Luft. „Rein, in dieser Art komm ihr nicht, sonst gibts eines über den Brotladen. Na, Peter,“ fügte er ernst hinzu, „Du gehst ihr doch an die Hand — mit Wasser oder was sie sonst brauchen kann.“

„Du ich schon“, erwiderte der Knecht still und ging hinaus, die Pferde aus dem Stall zu holen.

Ole Due stand und schaute ihm nach, während Gjarta die Schnalle am Weitermantel richtete. „Ein Prachtferl ist er schon, der Peter“, sagte er, „hätten wir eine Tochter, hätt' er sie kriegen müssen. Da hätten sie meinethalben den Hof morgen nehmen können.“

Gjarta brummte vor sich hin; sie hätte nicht das geringste Verlangen, außs Allenteil zu kommen.

Nun küßte er sie und trippelte hinaus. Die Spannung der Stadtreise leuchtete ihm aus den Augen, die Arme spreizten sich nach den Seiten, und er sumpte leise. Die ganze Ercheinung erinnerte an die eines großen Kindes, das etwas Ungewöhnlichem entgegengeht. Ein Gedanke dieser Art kreifte Gjarta. „Er wird kindisch, der alte Kracher!“ murmelte sie vor sich hin, während sie sich daranmachte, den Tisch abzuräumen.

Der Knecht spannte die mittelgroßen bornholmjähen Pferde vor. Ole lief neben dem Wagen hin und her und sah außerst zufrieden aus. Unaufhörlich wanderte die Zungenspitze zwischen den erdsledigen Lippen hin und her. „Sollen wir noch ein paar Säde darauflegen?“ fragte er und schüttelte an den Wagen. „Glaubst Du, es geht?“

Der Knecht meinte schon. „Der Bauer ist ja ein wachsender Kutscher“, sagte er.

Sie gingen auf den Tennenboden. Ole half ihm die Kartoffelsäde über den Raden schmeißen und machte die Wege hin und zurück mit ihm, um aufzupassen, daß er die Säde nicht zu fest in den Wagen werfe. Es zuckte in Oles welchem Gesicht, wenn Peter so fest anpakte — er kannte eben seine Kräfte nicht!

Während Peter den Eimer mit der Wagenschmiere zwischen die Hinterräder hing, riß Ole prüfend an den Wagensträngen und ging dann hinein, um einen letzten Schlud zu nehmen und einen letzten Blick von Gjarta zu erhaschen, ehe er sich der Landstraße übergab. Gjarta war nicht da, und er wollte nicht extra ins Waschhaus hinauslaufen; ein Fuß wäre nicht übel gewesen, aber man muß mit den Weißbildern nicht zu viel Wesens machen. Er öffnete den Wandschrank, leerte die Korbidischale in die Manteltasche, steckte ein Stück zwischen die Kiefer und schlug dann das große ockerfarbene Halstuch über das Gesicht hinauf. Draußen stand der Knecht und hielt wartend die Bügel, das sah ganz herrschaftlich aus, wirklich ganz herrschaftlich. Ja, ja! —

Im Waschhaus hantierte Gjarta, guckte aber jeden Augenblick hinaus. Nach einiger Zeit kam sie wieder in die Stube gestürzt und fand Ole drin stehen, beide Hände auf die Tischplatte gestützt, blind hinausstarrend mit zitterndem Kopfe und zusammengefunken wie ein alter Gaul.

„Stehst Du noch da?“ rief sie barsch. „Du bist doch ein rechter Trödelhans!“ Da stapfte Ole hinaus und der alte Leiterwagen knirschte auf seinen Holzschienen zum Hofe hinaus.

Der Knecht stand an der Siebelwand und sah dem Fuhrwerk nach. Tief schnitten die Räder in den Sand, der Schmiereimer schaukelte unter dem Wagen, der Wagen selbst schaukelte und Ole schaukelte. Das Ganze wiegte sich stumpf und regelmäßig wie der Kopf eines Schwachsinnigen. Endlich verschwanden sie in der Föhrenpflanzung.

Peter stand noch immer da und strich sich mit dem Daumen über das fleischige Rinn. Sein dünnbehaarter Schädel war ungewöhnlich groß, aber das meiste stand leer; er war vorausblidend gebaut, wie in Erwartung eines großen Zuwachses. Das bißchen Verstand, das er besaß, lugte ihm neugierig aus den Augen und machte das Ganze ein wenig bewohnter, und seine wohlgenährte Gestalt strahlte Gutmütigkeit aus und den Wunsch, sich's behaglich zu machen.

Er schlenderte über den Hof und in die Stube hinein mit klappernden Holzschuhen, trank einen Sälud aus dem gelben Kontrug und setzte sich dann hin, seine Strümpfe beim Kachelofen zu trodnen. Der Ofen spie, so oft die nasse Fußfläche ihn berührte, und ein Geruch verbrannter Wolle verbreitete sich in der Stube.

Anton Graff.

(Ausstellung bei Schulte.)

Gjarta ging draußen über den Hof und in die Gädselfenne hinein; sie suchte ihn wohl. Er aber sah so gut, daß er nicht aufstehen mochte; sie fand ja den Weg zu ihm! Da kam sie zurück und ging wieder in das Waschhaus hinein. Die Halbschuh Klapperten fleißig, Wasserplättchern scholl herüber und hin und da hörte man, wie eine Feuerzange an Eisen schlug. Dann trat Gjarta ein.

„Du sitzt hier, Peter!“ sagte sie, sich an den Ofen stellend, während ihre aufgeschürzten Röde von Wasser triefen. „Du versengst ja die Soden.“

„Ich fror an den Waden — sie sind naß.“

„Du kannst ein Paar trodene Soden von Ole haben, aber laß es ihn nicht merken, er hat Augen wie ein Satan.“ Sie zog die Lade unter dem Kachelofen auf, wo das Wollzeug verwahrt war, nahm ein paar dicke Soden hervor und warf sie ihm in den Schoß. Dann stand sie neben ihm und sah ihm zu, wie er wechselte. „Ein paar ordentliche Hedenpfähle hast Du, meiner Treu“, sagte sie.

„Ja, die Beine, die halten wohl, wenn's weiter nichts ist, wovor Du bange bist.“

Gjarta lachte verblümt und trat zum Tisch. „Hat Ole wahrhaftigengott doch wieder ausgeschüttet“, sagte sie ärgerlich und strich das Bier über die Tischkante wieder in den Krug zurück; „er ist doch schon ein wenig zittig.“

„Ist ja auch bald ein alter Kampel“, meinte Peter mitleidig. „Fünfundfünfzig, das ist doch nicht so schrecklich, der kann neunzig Jahre alt werden. Wenn Leute erst in dem Alter sind, dann ist kein Ende mit ihnen.“

Peter antwortete nicht, sondern saß da, in ein Rechenegemmel vertieft. „Bis zu der Zeit bist Du ein altes Weib, Gjarta“, sagte er endlich.

„Ja, und Du hast auch das Beste hinter Dir.“

Eine Weile schwiegen sie beide.

„Na, jetzt wollen wir Kaffee trinken“, sagte Gjarta dann und ging zum Kessel.

Der Kaffee bestand wesentlich aus nach Brauch und Sitte grundig gekochtem Roggen und wurde gleich aus dem Kupferkessel eingeschenkt. Gjarta holte von dem Gestell im Alkoven eine Schüssel Milch, löste mit dem Finger von den Seiten den Rahm und schäumte reichlich in die Tassen. Die Skandischale war leer — „das ist Ole gewesen!“ sagte sie ärgerlich.

„Ja, der wird eben auf seine alten Tage wieder zum Widelfind — kann einen schier nicht wundern“, meinte Peter.

Gjarta erwiderte nichts, sondern ging wieder zum Alkoven und kam mit einem Saß Skandis zurück. Sie schüttete ein paar große Stücke auf den Tisch vor den Knecht hin, der sie eins nach dem anderen in den Mund steckte, zerbiß und mit offenem Munde in die Zuckerschale hinabfallen ließ.

„Schön Dank für den Kaffee“, sagte Peter und stand auf — und jetzt hätte ich wohl noch gern einen Schleder unter der Nase.“ Er beugte sich über seine Hausmutter und trocknete sich begehrlieh den Mund.

Aber Gjarta setzte ihm eine geballte Faust vor die Brust.

„Bist Du schlechtlustig, so schled die Gesselte auf eine gewisse Stelle“, sagte sie hart. „So lange Ole und ich zusammengehen, will ich ihm auch gerade in die Augen schauen können. Ich bin ein ordentlich Weib, daß Du's weißt.“ Sie sah ihm unbiegsam in die Augen.

Peter aber senkte den Blick wie ein Hund. „Wir könnten's so fein haben“, murmelte er.

Gjarta antwortete nicht, sondern ging zu ihrer Wäsche.

Er schlenderte wieder hinaus und herum nach der Südseite, wo er sich daran machte, die Kartoffelgrube zu schließen. Die Mißstimmung lag über ihm als ein dumpfer Druck, aber er legte sich keine Rechenenschaft darüber ab; auch über ihre Ursache nicht. Das Ganze setzte sich bloß in einen Refrain in ihm um, der den Kern festhielt —; seine Natur verlangte nach ihr! — Damit war eigentlich alles gesagt; denn was geschehen mußte, das geschah.

Es war schneebide Luft; bleisauer und handgreiflich fast hing sie dicht um jeden Gegenstand. Es lag ein stilles, sicheres Beharren über allem, was das Festland trug, und ferwärts ruhten Luft und Wasser fest ineinander. Einen Wüchsenchuh unterhalb lag das weiße Ufer, wo Saatkrähen und blaue Dohlen zänklich schreiend um etwas stritten — vielleicht um die angeschwemmte Leiche eines Ertrunkenen.

Es durchlief ihn ein wenig, aber dennoch ging er hinab, um nachzusehen, was es sei. Es war ein Schwein mit einer klaffenden Wunde in der Seite, das vermutlich von Bord irgendeiner Schute gespült worden war. Er fühlte sich erleichtert; es waren mehr als einmal Leichen hier gefunden worden, häßlich verzerrte Leichen, die ausfallen als könnten sie nie mehr in ihren Gräbern Ruhe finden. Die Raubbögel flogen nun längs der weißen Küstenlinie dahin, mit schweren Schlägen in der schweren Luft, und das Meer lag da und rollte bedächtig hinein über den Sand und glitt wieder zurück, wie ein großes Tier, das sich im Halbschlaf leckt. All dies zusammen wirkte beruhigend wie das Streicheln einer Hand, die stärker ist als wir selbst.

Seine Natur verlangte nach ihr, und was geschehen mußte, das geschah.

Er warf das Schwein über den Nacken und ging heimwärts — man konnte es zu Schmelz und grüner Seife verwenden.

(Fortsetzung folgt.)

Man muß die Zeit in Betracht ziehen, aus der der Maler stammt und in der er wirkte. Achtzehntes Jahrhundert! Das heißt: der Beginn einer neuen Epoche, die sich darin betätigt, den Realismus zu erobern. Der Geist des Rokoko hatte seine blendenden Effekte, die uns jetzt wieder reizen, ausgegeben. Watteau, Charlin, Lancret, dann die beiden, in denen das hinsterbende Temperament des Zeitalters noch einmal sinnlicher aufklartere, Voucheur und Fragonard hatten ausgespielt. Greuze, der Schmachthende, Frau Vigee-Lebrun, die Grazie noch mit Natürlichkeit zu vereinen wußte, bei der sich aber schon das Gegenwartsgefühl meldet, folgten. Nachdem Tiepolo noch einmal die dekorative Schönheit des Rokoko hatte aufleben lassen, sank die vergangene Kunst zu Asche zusammen. England bestieg den Thron. Es trat zum ersten Male tonangebend in die Reihe der kunstschaffenden Völker.

Damit war das Schicksal der Kunst besiegelt. Der Realismus siegte. Die bürgerliche Note wurde Trumpf. Hogarths scharfe Charakteristik, die das Alltagsleben in seinen maranten Typen erfaßte, Reynolds, der die Aristokraten porträtierte, Lawrence, der die zarte Frauenschönheit englischer Ladies besang, dann die Landschaftler Morland, Wilson und andere — sie alle reden von England, von Englands Menschen, von Englands Natur.

Eines aber war ihnen geblieben: die Tradition. Im Porträt schlossen sie sich eng an die Italiener an. Tizian war ihr Vorbild; noch mehr der schwächere Schüler, Anton van Dyk. So stark geben sie dem Einfluß nach, daß die Komposition, die Farbengebung, dieser brauntonige Hintergrund, dieses Weiße voller Rosalorde bei ihnen typisch wiederkehrt. Ebenso stark schlossen sich die Landschaften an Hollands Kleinmaler an, deren intime Beobachtung dem Engländer, der für die Natur schwärmt, zusagte, wie auch die Lage der Insel zum feststehenden Verührungspunkte und Einfluß von selbst gab. Und Deutschland?

Die Aufklärungszeit setzte ein. Auch hier begann der Kampf der Natur gegen die Eitelkeit. Frankreich war nicht mehr vorbildlich. England wurde gerühmt.

Natürlichkeit — das war die Lösung. Man will mit Betonung: bürgerlich sein. Es ist die Zeit, in der der Werther erscheint; 1774. Schiller schreibt die Räuber. Und so emanzipiert sich auch die Kunst. Es ist nabeliegend, daß diese Note dank der ideologischen Veranlagung der Deutschen hier noch ausgeprägter wurde. Auch waren die Fähigkeiten, die Kultur nicht so verfeinert, daß nicht ein gelegentliches Entgleiten ins Flache. Vulgäre vorkommen konnte. Dafür sorgte denn die neue Entdeckung der Antike (Herulanium und Pompeji, Winckelmann!) für einen Eigenhalt, der dann wieder, als neue Lösung eigener Instinkte, die Romantik auf dem Fuße folgte.

In dieses Milieu trat Graff. Sein Leben ist begrenzt durch die Jahre 1736—1813. Was er als Erbe übernahm, war auch noch eine Tradition im Malerischen, eine Schulung der Technik, die seinem Werk im ganzen ein Niveau sicherte. Das Neue gab ihm seine Zeit: die Auffassung des Bürgerlichen.

So ist es natürlich, daß diese Zeit zum Porträt hinstrebte. Der Mensch hatte das Interesse, ihn wollte man kennen lernen. Graff hat nur Porträts gemalt. Etwa 1655, die Zeichnungen nicht gerechnet, die auch einige Hundert betragen. Eine respectable Leistung, und es ist selbstverständlich, daß nicht alles gleichen Wertes sein kann.

Am 18. November 1736 ist Graff zu Wintertthur in der Schweiz geboren. Sein Vater war Zimigießer. Nachdem er in der Heimat schon Unterricht in der Malerei genossen hatte, kam er nach Augsburg, um dort weiter zu lernen. 1757 ging er nach Ansbach, immer in der Lehre, 1759 sah ihn Augsburg wieder und er begann nun, sich nach Aufträgen umzusehen, die er auch bald erhielt. Entscheidend war für ihn dann der Ruf nach Dresden an die dortige, neugegründete Akademie. 1768 wurde er, nachdem er ein Probestück geliefert, definitiv nach Dresden berufen. Hier blieb er bis an sein Lebensende. Alles, was in Leipzig, Dresden, Berlin geschichtlich, politisch, künstlerisch von Bedeutung war, hat er porträtiert. Einer seiner besten Freunde war Chodowicki in Berlin. Nur den Weimarer Kreis hat er nicht gesehen; Goethe und die Persönlichkeiten von Weimar sind nicht in Bildnissen von seiner Hand erhalten. Schiller hat ihm gezeig; es ist das bekannte Bildnis im Körnermuseum, das den Dichter der „Räuber“ etwas sanft darstellt, mit der elegischen Handhaltung, die den Kopf stützt. Aber sonst finden wir in Graffs Porträtgalerie Gellert, Bodmer, Geßner, Herder, Wieland, Lessing, Bürger.

Es ist interessant, wie Graff vorging. Er malt nur ganz selten, ganze Figur. Er konzentriert alles auf den Kopf, und im Kopf auf Stirn und Augen. Namentlich die Augen sprühen von Leben. Auch der Mund, die Lippen haben eine berebte Sprache. Graff sucht den geistigen Ausdruck. Er geht mehr illustrativ, als rein — malerisch vor. Seine Bildnisse haben jene sprechende Natürlichkeit und Aehnlichkeit, die den Laien verblüfft, und es spricht für die Lichtigkeit seines Könnens, daß der Kenner das bestätigt. Wohl hat Graff noch die Tradition überkommen, die die Engländer in der flüssigen Behandlung der Farbe weitergeben. Aber er ist härter, norddeutscher. Er ist mehr Plastiker, er modelliert die Schädel zum Greifen heraus. Aber man muß etwa das Weilverk, eine Antiform, einen wehenden Schal, Kopfschmuck betrachten, um zu be-

merken, mit welcher Delikatesse er solche Nebensächlichkeiten nebenher behandelt. Es ist Kultur in ihm.

Daß wir dies jetzt noch sagen können, beweist hinreichend seine Künstlerschaft.
E. E. W.

Heiteres von den englischen Wahlen.

Den urwüchsigsten Humor der Engländer, der zu Shakespeares Zeiten zum höchsten Ausdruck kam, hat selbst das harte und nüchterne Regiment des Kapitalismus nicht ausrotten können. Es steckt in diesem Volke eine ausgelassene, knabenhafte Laune, die sehr scharf von der Liebe zur bissigen Satire absticht, die man in Ländern findet, wo der Stumpf sinn des Militarismus und der Bürokratie den Volkshumor zu ägenden Repressalien herausfordert. Selbst bei diesen Wahlen, in denen die politische Leidenschaft so mächtig entflammt ist, konnte der Humor nicht unterdrückt werden. Die tollen Späße, die sich das Volk mit den agitierenden Lords erlaubte, sind ja jetzt allgemein bekannt und die Geschichte von dem schlagfertigen Kandidaten, der den Koflkopf, der nach ihm geworfen wurde, mit den Worten aufhob: „Ich glaube, einer meiner Gegner hat den Kopf verloren“, scheint schon bis Timbuktou gedrungen zu sein.

Den wirksamsten komischen Kontrast zu den stürmischen und erusten Ereignissen verdanken wir den „hacklers“ (Hedlern), Leuten die in den Wählerversammlungen den feindlichen Kandidaten durch verfangliche Fragen in Verwirrung zu bringen suchen. Die Schotten sind die Meister in der Hebelelei. So sagte kürzlich ein Hedler einem konservativen Kandidaten in Glasgow, was er, falls er gewählt würde, für die Heringsfischerei im Clyde zu tun gedächte. Der Kandidat, der aus einer anderen Gegend kam und den Clyde nicht näher kannte, versicherte treuherzig, dieser Frage seine ungeteilte Aufmerksamkeit schenken zu wollen, eine Erklärung, die von der Versammlung mit stürmischer Heiterkeit aufgenommen wurde. Der Clyde ist nämlich ein total verseuchter Fluß, in dem ein zarter Fisch wie der Hering kaum eine Sekunde leben könnte. — Eine heitere Geschichte kommt aus Dundee, wo sich die Kandidaten der Arbeiterpartei und der konservativen Partei mit Plakaten bekämpften. Wie der „Labour Leader“ berichtet, hatten beide Parteien ihr Komiteezimmer im selben Gebäude, und zwar befand sich das Zimmer der Arbeiterpartei gerade über dem der Konservativen. Der Arbeiterkandidat hingte nun ein großes Schild aus, das die Worte trug: „Haltet die Lebensmittelbesteuere aus dem Parlament!“ Unten zeigten darauf die Konservativen auch ein großes Schild, worauf die Worte standen: „Indem Ihr für Tarifierform stimmt, so daß jetzt draußen zu lesen war: „Haltet die Lebensmittelbesteuere aus dem Parlament!“ „Indem Ihr für Tarifierform stimmt.“ Nun begann der Krieg. Die Arbeiterpartei zogen ihr Schild zurück und hängten ein anderes aus, das folgende Inschrift trug: „Ihr werdet Euer Heim zugrunde richten.“ Die geschlagenen Konservativen gaben ihrem Schild darauf folgenden Text: „Wenn Ihr nicht für Tarifierform stimmt.“ Die Antwort der Arbeiterpartei war die Inschrift: „Ihr werdet Euer Heim retten.“ Jetzt strichen die Konservativen auf ihrem Schild das Wörtchen „nicht“ aus, was von oben dadurch beantwortet wurde, daß an die Stelle des Wortes „retten“ die Wörter „zugrunde richten“ gesetzt wurden. Die kombinierte Inschrift lautete schließlich: „Ihr werdet Euer Heim zugrunde richten, wenn Ihr für Tarifierform stimmt.“

Als Walfour erklärte, daß unter Tarifierform die Brotpreise nicht nur nicht steigen, sondern im Gegenteil sinken würden, machten sich seine Wähler in der City in folgender Weise darüber lustig. Am Tage nach der Walfour'schen Rede war in der Londoner Börse ein Anschlag mit folgender Inschrift zu sehen: „Wenn bei einem Zoll von zwei Schilling für den Quarter Weizen der Preis des Brotes um einen Farthing (1/4 Pfennig) sinkt, wie hoch muß dann der Zoll sein, um das Brot umsonst zu bekommen? Wer dieses Problem richtig löst, bekommt eine deutsche Knackwurst.“

Ein sehr beliebtes Mittel, um den Gegner zu übertreffen, besteht darin, daß man sich seiner Wilder und Karikaturen bemächtigt, um sie für die eigenen Zwecke umzugestalten. Da ist zum Beispiel das ergreifende Bild der Konservativen, das ein Opfer des Freihandels, einen Arbeitslosen mit Familie, die der Verzweiflung nahe sind, darstellt. Die Liberalen haben das Bild kopiert; nur erscheint bei ihnen der offene Lär der Arbeiterwohnung der Zoll-eintnehmer, der der erlauchten Familie mitteilt, er komme, um die Lebensmittelzölle einzulassen.

Rot ist fast überall bei diesen Wahlen die Farbe der Konservativen. Ein ausländischer Sozialdemokrat kam daher in die größte Verlegenheit kommen. Es wird ihm eine große Ueberwindung kosten, all den Pseudogenossen mit der roten Kofsette im Knopfloch nicht herzlich die Hand zu schütteln. Und wie wird es ihm erst zumute sein, wenn ihm an jeder Straßenecke ein Mann vertrauensvoll einen Zettel in die Hand drückt, der auf beiden Seiten in fetten Buchstaben die Losung trägt: Wählt rot! Wählt rot!

Kleines feuilleton.

Geologisches.

Die Erdbeben auf der Wanderstraße. Seit man den Erdbeben eine gründliche Erforschung zugewandt hat und nicht nur die großen, von gewaltigen Verheerungen begleiteten Ereignisse dieser Art, sondern auch die geringeren Erschütterungen der Erdkruste studiert, ist der Verdacht entstanden, daß die Herde dieser Erdbebenbewegungen und möglicherweise auch der vulkanischen Tätigkeit nicht an derselben Stelle bleiben, sondern langsam von Ost nach West wandern. Zu einer sicheren Feststellung war man jedoch bisher nicht gelangt, da die einzelnen genauer verfolgten Beispiele zu einwandfreien Schlüssen nicht genigten. Nunmehr hat Dr. Behner in der „Physikalischen Zeitschrift“ den Versuch gemacht, diesem Vorgang nicht nur näher nachzuspüren, sondern auch eine Erklärung dafür zu geben. Die Sache ist um so wichtiger, weil sie ein wesentliches Mittel dafür bieten würde, Erdbeben vorauszusagen. Um die Art dieser Wanderung zu zeigen, eignen sich Daten neuerer Zeit aus dem Mittelmeergebiet. Im Jahre 1880 trat in Smyrna ein Erdbeben auf, 1881 auf der Insel Rhos, 1886 in Athen, 1888 in Korinth, 1893 auf der Insel Zante, zwischen 1893 und 1905 an anderen Stellen im Ionischen Meere, dann 1908, wie bekannt, in der Straße von Messina. Es wäre nun zu vermuten, daß weitere Erdbeben im Jahre 1914 in Palermo, 1952 an der spanischen Küste bei Alicante und 1972 an der portugiesischen Küste folgen werden. Aus diesem und zahlreichen anderen Fällen hatte Behner den Schluß gezogen, daß die Wanderung der Erdbeben von Osten nach Westen durchschnittlich im Jahre 22 Minuten und 41,8 Sekunden beträgt, was im gewöhnlichen Längenausmaß für unsere Breiten ungefähr 50 Kilometer bedeuten würde. Nun könnte man an der Hand des gegebenen Beispiels einwenden, daß die zeitlichen Abstände der erwähnten Erdbeben doch im Verhältnis viel größer und auch unregelmäßig sind. Es muß eben hinzugefügt werden, daß diese Wanderung durch den Eintritt eines erheblichen Erdbebens nur an den Stellen zum Ausdruck kommt, die zu den sogenannten Schüttergebieten gehören, das heißt aus irgendwelchen anderen natürlichen Gründen der Entstehung eines Erdbebens besonders günstige Bedingungen bieten. Gebiete wie der Golf von Neapel oder die Straße von Messina, die Küste von Portugal (Lissabon) sind in dieser Hinsicht längst berichtigt. Die Erklärung jener angenommenen Wanderung der Erdbeben findet nun Behner in der Voraussetzung, daß der unter der festen Erdkruste liegende Erdkern, der an sich fest, aber von jener durch eine feurig-flüssige Schicht getrennt ist, für sich gleichfalls eine Wanderung oder Drehung vollführt. Diese Verschiebung ist selbstverständlich nur relativ, und man müßte eigentlich sagen, daß der feste Erdkern, der sich an sich natürlich in derselben Richtung dreht wie die Erdkruste, das heißt von Westen nach Osten, nur eine geringere Geschwindigkeit besitzt, und deshalb hinter dieser zurückbleibt. Daraus entsteht eine scheinbare Drehung des Erdkerns im Verhältnis zur Erdkruste in entgegengesetzter Richtung, also von Osten nach Westen, und zwar würde diese ihren Lauf einmal in 952 Jahren vollenden. In derselben Zeit würden die Erdbeben und Vulkanausbrüche einmal um den Erdumfang herumwandern. Diesen Zusammenhang deutet Behner daraus, daß sich in dem Erdkern gewissermaßen Zentile befinden, die den vulkanischen und anderen störenden Kräften einen leichteren Ausgang gestatten, und wo diese bei ihrer Wanderung mit schwachen Stellen in der Erdkruste zusammenstreffen, würde eben die Katastrophe entstehen.

Physiologisches.

Der Nährwert von Weizenbrot und Schwarzbrot wird vielfach nicht richtig beurteilt. Wenn das Weizenbrot oft bevorzugt wird, so mag das zum Teil daran liegen, daß man es für etwas Feineres hält. Im eigentlichen Nährwert besteht zwischen beiden Brotarten nur ein recht geringer Unterschied und jede besitzt ihre eigenen Vorzüge. Der Roggen enthält etwas mehr an löslichen Kohlenwasserstoffen, der Weizen dafür etwas weniger Mehl. Die Gesamtheit der Eiweißkörper ist im Weizen- und Roggenmehl ungefähr gleich. Auch die chemische Untersuchung vermag nur sehr geringfügige Unterschiede in der Zusammenfügung von Roggen- und Weizenmehl festzustellen. Der nicht von Verwöhnung oder Einbildung angefränkelte Mensch hält das Roggenbrot im allgemeinen für herzhafter, aber das ist eben Geschmackssache. Dagegen ist es ein unbestrittener Vorzug dieses Brotes, daß es sich besser hält. Ferner wirkt es anregend auf die Verdauung, namentlich in der Form von Pumpernickel, der aus dem vollen Korn des Roggens hergestellt wird. Uebrigens wird man — abgesehen von der Geschmacksrichtung — eines fortgesetzten Genusses von Weizenbrot weit schneller überdrüssig. Diese Fragen haben eine große weltwirtschaftliche Bedeutung, weil man befürchtet, der Weizenvorrat der Erde könnte recht bald unzulänglich werden. (?) Unter diesen Umständen wäre es selbstverständlich eine Lebensfrage für Tausende, ohne irgendeine Schädigung der Gesundheit das Roggenbrot an die Stelle des Weizenbrotes setzen zu können.